

Die «Alte Post» ist sicher das repräsentativste Wohnhaus in Wila. Es stammt aus dem Jahre 1736. Knapp 50 Jahre später wurde gegen Süden angebaut, wobei die barocke Riegelwand entstand. Die Strassenseite – ebenfalls im Riegelbau erstellt – erhielt bemalte Fallläden und eine grosse Dachlukarne. Sie fiel aber einem späteren Umbau zum Opfer, was den Charakter des Hauses stark veränderte. Im Innern des Hauses sind Türen aus dem ehemaligen Schloss Breitenlandenbergr eingebaut. In den sechziger Jahren wurde das Haus unter Denkmalschutz gestellt.

Die Geschichte des Hauses ist eng mit jener der Familie Lüssi verknüpft. Diese waren die Bauherren. Weil die Lüssis lange Zeit Gerichtsvögte waren, diente das Haus später als Vogteihaus

Eine zusätzliche Bedeutung erhielt das Haus nach dem Bau der Tösstalstrasse um 1840. Weil von da an nicht mehr das Flussbett der Töss als «Strasse» diente, konnten Postkutschen verkehren. Erster Posthalter Wilas wurde ein Johann Rudolf Lüssi, der in diesem Haus das erste Postbüro einrichtete. Von daher kommt der Name des Hauses: «Alte Post». Das Postbüro war bis 1875 in Betrieb. Anschliessend war die Post über die Jahre hinweg in fünf verschiedenen Häusern untergebracht, unter anderem im Dorfzentrum beim Ochsen, im heutigen Restaurant Bahnhof und im Bahnhof selbst - wobei nur eine Person die Aufgaben des Posthalters und Bahnhofvorstands wahrnahm.

In diesem Haus wurde fast 90 Jahre lang geflochten. Die Firma Gubler baute 1898 das Haus und produzierte darin Stubenwagen, Puppenwagen, Waschwannen und andere Korbwaren. Die Korbmacher benötigten wegen der langen Weiden für ihre Arbeit viel Platz. Die Weiden kamen ursprünglich aus der Region, später aus Ungarn, Polen und Frankreich. In den ersten Jahren waren rund ein halbes Dutzend Korbmacher angestellt. Später waren es rund 15, darunter auch solche aus Deutschland, Italien und Spanien. 1986 wurde die Produktion aufgegeben, und die Firma wurde als Handelsgeschäft an einem neuen Standort weitergeführt.

Als die Firma Gubler das Gebäude baute, war das Unternehmen bereits 30 Jahre alt. Früherer Standort war ein Flarz eingangs des Steinenbachtals, der Brenggau. Ein Heinrich Gubler begann mit der Korbmacherei. 1868 gründete er mit seinem Bruder Johann-Jakob die Korbmanufaktur «Gebrüder Gubler». Bald hatte die ganze Familie Arbeit mit der Korbmacherei. Es wurden sogar Gesellen eingestellt und Heimarbeit vergeben. Nachgelesen werden kann dies im Buch «Sabinli» von der Schriftstellerin Olga Meyer. Das Mädchen Sabinli war die Tochter von Firmengründer Johann-Jakob Gubler. Vom Flarz Brenggau ist heute nichts mehr zu sehen. Er brannte im letzten Jahrhundert nieder.

Seit dem 17. Jahrhundert wurde in diesem Haus gegerbt, also rohe Tierhäute zu Leder verarbeitet. Vermutlich um 1920 wurde das Gewerbe aufgegeben. Kurz zuvor hatten in Wila gleichzeitig bis zu drei Gerbereien nebeneinander bestanden. Das Gewerbe mag lohnend gewesen sein, doch es brachte auch unangenehme Begleiterscheinungen mit sich. Die Gerbereien waren im ganzen Dorf nämlich berüchtigt dafür, dass es dort grausam stinke.

Der Gerbprozess ging folgendermassen vor sich: Zunächst wurden den Rinds- und Schweinehäuten auf der Aussenseite die Haare und auf der Innenseite die Fleischreste entfernt. Anschliessend stapelte der Gerber die Häute in einer rund zwei Meter tiefen Grube. Zwischen die Häute streute er Eichen- und Tannerrinde. Dann wurde die Grube mit Wasser aufgefüllt und geschlossen. Nach rund zwei Monaten wurde sie wieder geöffnet. Die Häute wurden herausgenommen und in eine andere Grube gelegt, wo sich der Prozess während fünf weiteren Monaten fortsetzte. Zur Veredelung wurde das Leder anschliessend in spezialisierte Fabriken geschickt. Dann kam es zurück nach Wila, wo es an verschiedene Schuhmacher verkauft wurde.

In den dreissiger Jahren richtet im Haus «Gerbe» ein Schreiner seine Werkstatt ein. Der Eigentümer baute das Gebäude um 1960 um. Dabei wurde das Aussehen der «Gerbe» stark verändert und der First um 90 Grad gedreht.

Das 18. Jahrhundert brachte dank der Wasserkraft der Töss die Textilindustrie ins Tösstal. In den Webereien von Sennhof, Kollbrunn, Schöntal, Turbenthal, Wila, Bauma und Neuthal fielen grosse Mengen Baumwoll-Garnresten an. Otto Peter von der Strahlegg, geboren 1881, erkannte darin seine Chance. Er kaufte 1909 das verkehrstechnisch gut gelegene Haus an der Tösstalstrasse und richtete darin eine Seilerei ein.

Aus den Garnresten fertigte Otto Peter für die Webereien im Tal Gewichtseile für Webstühle und Packschnüre. Auch wurden Wäscheseile für den Privatverkauf hergestellt. Aus Hanfmaterial der Bindfadenfabrik Schaffhausen wurden ausserdem Wagen-, Glocken- und sogar Dampfschiffseile produziert.

Kurze Seilerwaren, wofür Otto Peter den Hanf zum Teil selber spinn, erstellte der Seiler in der Werkstatt in diesem Haus. Lange Seile wurden auf einer 100 Meter langen Seilerbahn entlang der Bahnlinie gedreht, wovon das «Seilerhüsli» in der Sommerau noch heute Zeugnis ablegt.

Bis ins Jahr 1962 wurden in Wila Seile hergestellt. 1966 starb Otto Peter. 1995 wurde das Peterhaus von der Gemeinde gekauft und wird heute zum Teil für öffentliche Zwecke genutzt.

Dieses Haus war einst ein Restaurant, der «Hirschen». Es handelt sich um die älteste bekannte Gaststätte des Dorfes. Vielleicht bestand sie schon zu vorreformatorischer Zeit – für die Besucher der Kirche. Der Betrieb wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingestellt.

Der «Hirschen» ist aber nur eine von vielen Gaststätten, die es in Wila je gab. Allein für die Zeit um 1900 sind rund ein Dutzend bekannt, unter anderem das «Alpenrösli» an der heutigen Stationsstrasse oder das «Zum Felsenegg» ausgangs Dorf. Beide bestehen heute nicht mehr.

Die Restaurants waren für die Wirte allerdings jeweils nur Nebenerwerb. Daneben waren sie Bäcker, Metzger und Landwirte. Von einer eigentlichen Speisekarte konnte auch kaum die Rede sein. Die Gaststätten waren Treffpunkt für die Männer des Dorfes. Das Angebot bestand vorwiegend aus Most und Jasskarten. Im Herbst gab es zusätzlich Sauser. Übrigens musste schon in früheren Zeiten gegen Trunk- und Spielsucht sowie gegen schlechte Trinksitten angekämpft werden. Und es gab eine Zeit, da war das «Blauenmachen am Montag» unter Handwerkern noch gang und gäbe, so zumindest berichtet ein Chronist.

Seit Jahrhunderten soll es in Wila eine Schmiede gegeben haben, zeitweise gar deren zwei. Urkundlich verbürgt ist das Handwerk aber erst ab dem Jahr 1871. Ein Robert Brüngger übte damals in diesem Haus das Handwerk aus. Es folgten sechs weitere Schmiede, bis die Dorfschmiede 1955 ihre Tore schloss.

Letzter Schmied war Gottlieb Grütter. Er kam 1926 nach Wila. Besonders einträglich war das Geschäft nicht. In den Büchern stehen Tageseinnahmen von drei bis acht Franken. Oft mussten die Rechnungen ausserdem mühsam bei den Bauern eingetrieben werden. Diese wollten lieber mit Eiern, Butter oder Milch bezahlen.

Gottlieb Grütter führte die üblichen Schmiedearbeiten aus. Dazu gehörten das Beschlagen von Pferden und das Anfertigen von Fenster- und Türgittern, aber auch die Produktion von «Reifen» für Wagenräder. Um sich über Wasser zu halten, bot Grütter weitere Dienstleistungen an, zum Beispiel Fahrrad-Reparaturen.

Der Dorfbrunnen vor der Schmiede ist zwar neueren Datums. An diesem Standort gab es aber seit Menschengedenken einen Brunnen. Einer davon wurde versetzt und steht heute im Dorfzentrum von Tablat.

Das Katzenbachquartier gehört zu den ältesten von Wila. Teile dieser Häuser mögen 1000 Jahre alt sein. Für die frühe Besiedlung gab es zwei Gründe. Einerseits gab es hier während langer Zeit eine Quelle, die bis ins 20. Jahrhundert hinein den Dorfbrunnen mit Wasser versorgte. Andererseits lag der Ort zur Zeit, als die Töss noch regelmässig die Ebene überschwemmte, geschützt hinter dem Kirchhügel. Die Töss wechselte damals häufig das Flussbett und zog lange Mäander durch das Tal.

Das Haus ist im Flarzstil gebaut. Diese entstanden, indem an ein bestehendes Haus auf einer Giebelseite ein weiteres angebaut wurde. Auf diese Weise konnte eine Hauswand «gespart» werden. Ausserdem konnte die Wärme besser ausgenützt werden. Der Baustil ist typisch für das Zürcher Oberland. Das Wort «Flarz» kommt vom Mundartausdruck «flartschen», was «sich ducken» oder «kriechen» bedeutet. Das bezieht sich auf die schwach geneigten Dächer der Häuser. Die Dächer mussten schwach geneigt sein, weil die Schindeln mangels Eisennägeln lediglich auf das Dach gelegt und mit Steinen beschwert wurden. Hätten die Dächer eine steile Neigung aufgewiesen, wären Schindeln und Steine abgerutscht.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert war in dem Haus eine Bäckerei untergebracht. Über der Backstube richtete der Bäcker eine Schwitzstube ein. Schwitzstuben galten also schon zu Zeiten als gesund, als hierzulande noch niemand den Begriff der Sauna kannte. Der Bäcker nutzte für die Schwitzstube die Abwärme des Backofens. Und weil das Schwitzen Durst machte, betätigte er sich gleich auch noch als Wirt und schenkte verschiedene Getränke aus.

Den Standort der Kirche sollen Geister bestimmt haben. So lautet zumindest die Sage. Diese erzählt die Geschichte zweier Landenberger Brüder. Der ältere war ein wilder und roher Geselle, der jüngere fromm und mildtätig. Eines Tages brachte der ältere den jüngeren im Zorn um. In seinem Testament ordnete er die Erbauung der Kirche «auf einem Hügel» an und stellte das dazu notwendige Geld zur Verfügung. Die Bewohner Wilas deuteten den letzten Wunsch allerdings falsch und stellten das Baumaterial auf dem falschen Hügel bereit. Doch Gespenster transportierten von dort drei Mal über Nacht das Baumaterial an den jetzigen Standort, wo der Verstorbene zu seinen Lebzeiten ein hübsches Gärtchen angelegt hatte. Die Bewohner Wilas sahen dem nächtlichen Treiben mit Erstaunen und Schrecken zu – und sie gehorchten dem nun offenkundigen letzten Willen des Verstorbenen.

Verlassen wir das Reich der Sagen. Sicher ist, dass bereits um 700 an dieser Stelle eine kleine Kirche stand. Erstmals urkundlich erwähnt wurde diese allerdings erst im Jahre 1275. Sieben Bauetappen brauchte es, bis die Kirche ihre heutige Form erhielt. Verschiedentlich ist die Kirche reich ausgemalt worden. Die ältesten Überreste von Malereien stammen aus der Zeit um 1200.

Mit der Kirche hängen eine Vielzahl von Erzählungen zusammen. Zum Beispiel: Als Wila und Turbenthal im 14. Jahrhundert noch eine Kirchengemeinde bildeten, entbrannte ein heftiger Streit darüber, welches die «Mutterkirche» und welches die «Filialkirche» sei. Die Turbenthaler entschieden den Streit vermutlich zu ihren Gunsten. 1466 wurde Wila eine selbstständige Kirchengemeinde. Und eine andere Geschichte: Als kurz darauf die Reformation ausbrach, schien die Bevölkerung Wilas diese nicht sehr ernst zu nehmen. So musste der Pfarrer mehrere Male von der Obrigkeit aufgefordert werden, endlich Altäre und Götzen zu entfernen.



Das Dach rinne, und das Haus sei auch ansonsten in einem erbärmlichen Zustand. So klagte 1762 Pfarrer Waser über den Zustand des Pfarrhauses, das beim Dorfeingang im Norden stand. Acht Jahre später konnte er das neue Pfarrhaus beziehen, wie es jetzt vor uns steht.

Die Bauzeit wurde für Pfarrer Waser allerdings zu einer mühsamen Angelegenheit. 1768 wurde dem Baumeister Johannes Grubenmann der Auftrag erteilt, ein neues Pfarrhaus zu bauen. Im Spätherbst begann er mit den Bauarbeiten. Nur wenige Monate später wurde er allerdings «vom Schlag getroffen». Damit begannen für den Pfarrer die Probleme mit dem «schweren, beleibten Patienten, der viele Wochen sinnlos und unempfindlich im Bett lag und mit Waschen und Salben mit Kirschwasser und Branntwein gepflegt werden musste», wie es in der Chronik der Kirchgemeinde heisst. Grubenmann verstarb kurze Zeit später. Das Pfarrhaus in Wila war sein letztes Werk.

Anstelle von Johannes Grubenmann übernahm dessen Sohn die Bauleitung. Doch dieser soll dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen sein. Trotzdem war der Rohbau im Herbst 1769 unter Dach. Er verrät noch heute durch die guten Proportionen, das schöne Barockportal mit dem feinen Rokokogitter und dem währschaften liegenden Dachstuhl die Handschrift des Meisters. Allerdings war für den Rohbau bereits der ganze Baukredit aufgebraucht worden. Im Innern bot das Haus wenig Komfort. Im Verlauf der Jahre wurde es mehrmals renoviert – teilweise mit finanzieller Beteiligung der Pfarrer.

In diesem Gebäude befand sich während mehr als 30 Jahren das Gefängnis oder «Chäppeli», wie es auf Mundart heisst. Anfangs der dreissiger Jahre wurde es eingerichtet. Früher war das Gefängnis in einem Bunker am Dorfrand untergebracht.

Gemäss Aussagen von Zeitgenossen wurde das Gefängnis nicht allzu oft gebraucht. Und wenn, dann meist nur zum Ausnüchtern. Gelegentlich standen allerdings Insassen am Fenster und baten Schulkinder, Zigaretten oder eine Flasche Bier für sie einzukaufen. Das sollen diese dann gerne gemacht haben. Manchmal wurde auch der Dorfpolizist gesehen, wie er einen Kessel voll Essen zum Gefängnis trug.

Ohnehin war früher die Polizei im Dorf viel präsenter als heute. Das gilt vor allem für die Zeit, bevor die Kantonspolizisten mit Autos ausgerüstet wurden. Zu Fuss oder per Fahrrad streifte der Polizist noch in den sechziger Jahren durch das Dorf. Viel zu tun hatte er allerdings selten. Er kümmerte sich vorwiegend um kleinere Diebstähle und überwachte das Einhalten der Polizeistunde. Der Polizeiposten befand sich jeweils im Wohnhaus des Dorfpolizisten. 1995 hob die Kantonspolizei den Posten auf.

Das Gebäude wurde 1895 als Schulhaus eingeweiht. Der eine Raum war für die Primarschule, der andere für die Sekundarschule. Ab 1909 brauchte die Primarschule auch das zweite Zimmer und die Oberstufe konnte in ein eigenes Schulhaus umziehen. Schule gehalten wurde in diesem Haus bis 1977, als das Schulhaus Eichhalde eröffnet wurde.

Doch blättern wir etwas zurück. Bis ins 17. Jahrhundert gab es in Wila überhaupt kein Schulhaus; die Schulstube befand sich damals in irgendeinem Wohnhaus. 1649 wurde am Fusse des Kirchenhügels ein Schulhaus gebaut. Ausgebildete Lehrer gab es allerdings keine. Das blieb bis ins Jahr 1838 so. Anfänglich wurde der Lehrer auch nur mit Naturalien entlohnt, meist mit Brotgetreide. Und das Schuljahr dauerte nur rund 20 Wochen. Auch war die Schule vor 1832 aufs engste mit der Kirche verbunden. Lernziel war es, dass alle Kinder in der Bibel lesen konnten.

Schule gehalten wurde nicht nur im Dorf. Schulhäuser gab es beispielsweise im 19. Jahrhundert auch in den Huben, im Steinenbachtal und in Tablat. In den Huben bereitete die Wahl des Standorts besondere Schwierigkeiten. Die Schule befand sich ursprünglich in der Manzenhub. Wegen des weiten Schulwegs wurde sie von den Schülern der Ottenhub aber schlecht besucht. Deshalb einigte man sich auf einen Kompromiss: Der Schulbetrieb fand je ein halbes Schuljahr lang in der Ottenhub und in der Manzenhub statt. 1822 gab es eine neue Lösung: Das Schulhaus Rouss wurde gebaut. Es befindet sich ziemlich genau in der Mitte der beiden Huben. Später gingen die Kinder der Huben im Schueppis und im Talgarten zur Schule.

Die Siedlung Ägetswil wird 1444 erstmals erwähnt, und zwar als Besitz der Landenberger. 1767 wird sie von Adrian Kägi erworben, dessen Sohn Heinrich als «fabrizierender Landmann» bekannt war. Als 1804 das Schloss Breitenlandenberg auf Abbruch versteigert wurde, erwarb Heinrich Kägi Baumaterial und Einrichtungsgegenstände und stattete damit die Häuser im Ägetswil aus. Der Oberländer Poet Jakob Stutz weilte oft hier und schilderte seine Besuche und Eindrücke in seinem Buch «Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben».

Die Schriftstellerin Olga Meyer beschrieb in ihrer Erzählung «Eine Stunde vor Tag» das Leben der Bewohner von Ägetswil in der Zeit des Usterbrands (1832), als in der christlichen Hausgemeinschaft von Heinrich Kägi gegen 50 Menschen mit Heimindustrie und Landbau ein karges Auskommen fanden und sich vergeblich gegen die aufkommenden mechanischen Betriebe zu behaupten versuchten. Die Arbeit in den neuen Fabriken wurde als unsittlich und erniedrigend empfunden, und dem religiösen Denken von Heinrich Kägi lag es näher, Schulden abzugelten, als Maschinen anzuschaffen.

Als anfangs des 19. Jahrhunderts die Handspinnerei zusammenbrach, stellte Heinrich Kägi auf die Handweberei von rohem Tuch um, welches damals noch mangels einer Strassenverbindung nach Winterthur getragen werden musste. Nach dem Vordringen des mechanischen Webstühle wandte er sich der Herstellung farbiger Kopf-, Hals- und Taschentücher sowie Schürzenstoffen zu, und in dem nächst dem Ägetswilerbach gelegenen Haus wurde eine Färberei mit Trocknungsraum eingerichtet. Die Erzeugnisse wurden von Heinrich Kägi mit Ross und Wagen in die am Welthandel teilnehmende Stadt St. Gallen gebracht.

Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus führte der «fabrizierende Landmann» seinen hoffnungslosen Kampf, bis ihm die Maschinenweberei die Existenzgrundlage endgültig entzog.

Das Wirtshaus «Ochsen» in Wila wird mit Bestimmtheit bereits im 17. Jahrhundert erwähnt. Im Jahre 1862 brannte der Gasthof nieder, wurde jedoch sofort neu erbaut und erwarb bald den Ruf einer bedeutenden Fremdenpension. Die Gäste kamen vorwiegend aus der Stadt Zürich.

Vor rund 250 Jahren stand allerdings nicht das Wirtshaus als vielmehr der Wirt selbst im Zentrum des Geschehens. Im Sommer des Jahres 1759 wurde eine furchtbare Sache ruchbar. Der Inhaber des Dorfwirtshauses, Johannes Trochsler, bezichtigte sich selber der Sodomie - eines Verbrechens, auf das damals die Todesstrafe stand. Er denunzierte noch verschiedene Dorfgenossen, so dass ein «gross Geschrei und greuliche Erzählungen das Dorf erfüllten», wie es in der Chronik heisst. Ein Landgericht wurde auf Kyburg einberufen, weil dieses allein befugt war, die Todesstrafe zu verhängen. Auf der Folter gab der Delinquent noch zwei seiner Komplizen an. Am Exekutionstage erschienen nicht weniger als sechs Pfarrherren, um die armen Sünder zur Richtstätte zu begleiten und sie zum Tode zu rüsten. «Wechselweise redeten und bätteten sie mit ihnen, bis der Stab gebrochen und sie kniend die Obrigkeit um Verzeihung gebätten» Hierauf wurden sie gebunden auf die Walstatt geführt und vom Scharfrichter enthauptet. Danach wurde des Ochsen-Wirts Haupt und Körper zu Asche verbrannt, was damals als zusätzliche Strafe galt.

In den Weilern in den Huben lebten früher viel mehr Menschen als heute. Um 1850 hatte die Ottenhub beispielsweise 89 Einwohner, die Manzenhub 78. Gut hundert Jahre später waren es in der Ottenhub noch 16, in der Manzenhub 24.

Doch das ist nicht das einzige, was sich geändert hat. In diesem Gebäude befanden sich lange Zeit nicht nur zwei Wohnungen, sondern auch eine Schreinerei. Jakob Rüegg und sein Nachbar Adolf Rüegg gründeten 1880 die «Mechanische Schreinerei Ottenhub». Eine ihrer Spezialitäten war die «Ratière» - ein Gerät, das in der Seidenweberei verwendet wurde. Bis zu 30 Stück wurden davon pro Monat verkauft. Durch die fortschreitende Industrialisierung in der Textilbranche ging die Nachfrage allerdings zurück. Doch Jakob Rüegg betrieb die Schreinerei weiter. Später übernahm sie ein Ernst Furrer, dessen Nachfahren bis heute eine Schreinerei im Dorf Wila führen.

Die Schreiner in der Ottenhub arbeiteten von Anfang an mit Maschinen. Das war nicht selbstverständlich. Strom gab es nämlich erst ab 1916. Bis dahin wurden die Maschinen von einem Petrolmotor angetrieben. Seine Leistung: drei PS.

Noch später als der Strom kam das Telefon in die Huben, nämlich erst 1926. Allerdings gab es in der ganzen Ottenhub zunächst nur einen Apparat. Dieser stand in diesem Haus und durfte von allen Einwohnern der Ottenhub benutzt werden.

Bis 1344 stand an dieser Stelle die Burg Hochlandenberg. Über ihr Aussehen ist wenig bekannt. Vermutlich wurde sie kurz vor 1300 erbaut. Was man sicher weiss, ist der unrühmliche Umstand ihrer Zerstörung. Der Herzog von Österreich riss sie zusammen mit den Stadtzürchern nieder, weil deren letzter Besitzer, Beringer II von Hochlandenberg, der Räuberei und Falschmünzerei beschuldigt wurde.

Beringer II überlebte zwar den Burgensturm, musste sich aber nach einem neuen Wohnsitz umsehen. Seine Lebensweise änderte er aber nicht. 1350 starb er während der Zürcher Mordnacht, als er versuchte, sich an der Stadt Zürich zu rächen. Das Geschlecht der Hochlandenberger bestand aber weiter. Einer seiner Nachfahren, Hugo IV von Hohenlandenberg wurde zur Zeit der Reformation Bischof von Konstanz. Andere bekannte Landenberger waren der letzte Altlandenberger, der in der Schlacht bei Morgarten starb, und Wildhans von Breitenlandenberg, der 1444 in Greifensee hingerichtet wurde.

Bis zur Zerstörung der Burg waren die Hochlandenberger Besitzer des Dorfes Wila. Nach hundert Jahren unter auswärtiger Herrschaft kauften 1444 die Breitenlandenberger das Dorf. Fast zur gleichen Zeit kam die ganze Grafschaft Kyburg samt Breitenlandenberg unter die Herrschaft der Zürcher. Die Breitenlandenberger waren bis 1798 Gerichtsherren für Wila und Turbenthal. An diese Zeit erinnert noch heute das Wappen der Gemeinde Wila; es ist jenes der Landenberger.

Vor einigen Jahren wurde der Burghügel vom Verkehrsverein Wila erworben, um seine Erhaltung in der bestehenden Form sicherzustellen und eine Nutzung durch die Allgemeinheit zu ermöglichen.

Das Haus Talgarten war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein kleines Zentrum. Hier gab es eine Post und einen Laden. Die Kundschaft kam aus dem ganzen Steinenbachtal, aus Tablat und aus den Weilern in den Huben und aus dem Turbenthaler Pirg.

Das Postbüro befand sich im Hochparterre. Bis ins Jahr 1934 brachte eine Postkutsche die Briefe und Pakete. Anschliessend wurden auch auf der Strecke von Wila nach Schmidrüti Autos eingesetzt – womit zugleich die letzte Pferdepost im Kanton Zürich verschwand.

Der kleine Laden war im Keller untergebracht. Hier gab es Lebensmittel, Waschmittel, Seife, Schuhwichse und viele anderen Waren. Hörnli, Hafergrütze, Zucker und Mehl wurde aus Schubladen im grossen Verkaufskorpus für jeden Kunden einzeln abgefüllt. Gekauft werden konnte ausserdem Petroleum vom Fass. Im ganzen Laden stank es jeweils grässlich, wenn dieses abgefüllt wurde.

Bewohnt wurde das Haus in der Zeit von fünf Geschwistern: Berta, Luise, Adolf, Jakob und Ruedi Bosshard. Auf dem Bild sind Luise und Ruedi zu sehen. Sie führte den Laden und das Postbüro, er war als Postbote unterwegs. Bruder Ruedi war für die Landwirtschaft zuständig, die nebenbei auch noch betrieben wurde. Jakob Bosshard verdiente sein Geld mit Transportdienstleistungen; Berta und Adolf halfen bei all den Arbeiten aus.

Beim Haus wurde übrigens vor einigen Jahren ein Mühlstein gefunden, der aus römischer Zeit stammen könnte. Er ist heute im Ortsmuseum zu sehen.



In diesem Haus spielte sich ein Stück Industriegeschichte ab. 1830 wurde an dieser Stelle eine mechanische Weberei gegründet. Als Antrieb für die Maschinen diente die Wasserkraft. Um eine gleichmässige Wassermenge für das Wasserrad zu garantieren, wurde der Bodenweiher aufgestaut. Während kurzer Zeit war die Fabrik im Besitz des berühmten Spinnereikönigs Heinrich Kunz.

1873 begann für das Haus eine neue Epoche. Die «Mechanische Teigwarenfabrik Felsenegg» wurde gegründet. Später hiess das Unternehmen Hotz-Teigwaren. Auch dieses benutzte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Wasserkraft.

Das Unternehmen produzierte ein breites Sortiment: von Nudeln über Spaghetti und Hörnli bis zu Suppeneinlagen. Dies alles gab es ausserdem in verschiedenen Qualitäten von Griess, mit oder ohne Eier. In der Blütezeit setzte das Unternehmen mehrere hundert Tonnen pro Jahr ab.

Beschäftigt wurden bis zum Zweiten Weltkrieg rund 30 Personen. Nachher kaufte die Firma eine automatische Maschine, worauf der Personalbestand sank. Doch bis zur Schliessung der Fabrik im Jahr 1965 gab es viel Handarbeit. Die Spaghetti wurden beispielsweise bis zuletzt von Hand abgepackt. Das war mit der Zeit ein Problem: Als die Grossverteiler immer stärker aufkamen und vermehrt billigere Ware importiert wurde, wäre eine vollautomatische Produktion notwendig geworden, um überleben zu können. Die Besitzer der Fabrik glaubten jedoch nicht, dass sich diese Investitionen lohnen würden.

Nach der Schliessung bezog ein Metallverarbeitungsbetrieb die Räumlichkeiten. Heute ist Gewerbe darin angesiedelt.

An dieser Stelle stand während Jahrhunderten eine Mühle. 1364 wurde diese erstmals in einer Urkunde erwähnt. Das Geschäft lief lange Zeit gut. Erst als im 19. Jahrhundert die Getreidefelder im Tösstal immer seltener wurden, ging es bergab. Der damalige Müller verlegte sich deshalb vermehrt auf das Sägerei-Gewerbe, das er schon zuvor als Nebenerwerb ausgeübt hatte.

Für die Mühle und die Sägerei brauchte es Wasserkraft. Diese lieferte ein knatterndes Wasserrad, das bis ins Jahr 1963 noch hier stand. Das Wasser kam von einer Quelle im Katzenbach, und wenn der Bach zuwenig Wasser führte, aus dem Mühleweiher.

Dieser Weiher brachte um die Jahrhundertwende seinem Besitzer zusätzlichen Verdienst. Er diente im Winter der Eisgewinnung. Wenn die Eisdecke 15 bis 20 Zentimeter dick war, wurde sie in Platten von 60 mal 60 Zentimetern Stück für Stück abgesägt. Bei dieser Arbeit gab es gelegentlich auch einmal ein unfreiwilliges eisiges Bad. Dann kam das Eis in Eisschuppen in Wila, Turbenthal und Winterthur; isoliert wurde mit Sägemehl. Erst in den wärmeren Jahreszeit wurde es verkauft, vor allem an Brauereien und Metzgereien. Die Eisgewinnung fand fast jeden Winter statt. Allerdings gab es auch damals schon milde Winter, in denen der Weiher nicht gefror.

Die Heimarbeit war in Wila während langer Zeit die dominierende Verdienstmöglichkeit. Zumeist wurde sie in Kombination mit Landwirtschaft betrieben. So auch in diesem Gebäude.

Die Heimarbeit nahm viele Formen an: Im Mittelalter wurde in erster Linie Hanf verarbeitet. Schon im 16. Jahrhundert kam das Spinnen von Baumwolle hinzu. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fanden in Wila 500 Personen mit der Baumwollspinnerei ein Auskommen.

Im 19. Jahrhundert änderte sich das Bild: Die Handspinnerei wurde durch die maschinelle Spinnerei verdrängt. Die Textilarbeiter Wilas verlegten sich danach mehrheitlich auf die Handweberei. Das zeigt ein Bericht aus dem Jahr 1827: «Die in Wila betriebenen Fabrikationszweige sind: Baumwollweberei, beschäftigt 102 männliche, 157 weibliche Erwachsene und 41 Kinder unter 15 Jahren; Leinenweberei, beschäftigt 10 Erwachsene, Absieden von Garn, Zetteln, Spulen, beschäftigt 57 männliche, 77 weibliche Erwachsene und 62 Kinder; Seidenspinnerei, beschäftigt 7 Personen; Total der beschäftigten Personen 572, von etwa 1100 Einwohnern. Zahl der Webstühle für weisse Baumwollzeuge 300, Zahl der Webstühle für leinene Zeuge 10. Hievon sind 232 Stühle in Webstuben, die übrigen in 26 Webkellern.»

Nachdem auch die Handweberei von Maschinen verdrängt wurde, suchten die Textilarbeiter in Wila ein letztes Mal nach einem neuen Auskommen. Die Stickerei bot sich an, bis auch sie von der Industrie verdrängt wurde.

In diesem Gebäude befand sich einst die «Handlung Schoch». Diese war lange Zeit das Krämergeschäft mit der grössten Tradition in Wila. Bereits im Jahr 1880 gründete ein Jakob Schoch den Laden. Der Geschäftsgründer führte allerdings nicht nur den Laden, sondern war zusätzlich als Handlungsreisender unterwegs: Einmal pro Woche reiste er nach Wil und verkaufte dort seine Ware. Anfang der achtziger Jahre wurde der Laden geschlossen.

Die «Handlung Schoch» war von Anfang an nicht der einzige Laden im Dorf. Und bis in die sechziger Jahre gab es in Wila eine erstaunliche Vielfalt an Geschäften. Da waren: Zwei Bäckereien, eine Sennerei, eine Metzgerei, ein Kaffee- und Schokoladen-Geschäft, ein Fotogeschäft mit Atelier sowie ein Schuhladen. Ausserdem gab es einen Tabakwarenladen mit angegliedertem Reisebüro, und die kantonalen Elektrizitätswerke unterhielten ebenfalls ein Geschäft im Dorf.

Daneben gab es zwei weitere Krämerläden. Beim Bahnhof befand sich das Geschäft «Kreuzstrasse». Lange Zeit gab es nur da Salz zu kaufen, es hatte das Salzmonopol für Wila inne. 1948 eröffnete ausserdem die landwirtschaftliche Genossenschaft einen Laden im Dorf, der bis heute besteht.

Der Hof Hinzberg soll schon im Jahre 1460 urkundlich erwähnt worden sein. Er bestand aus zwei landwirtschaftlichen Betrieben.

Im Jahre 1771 umfasste die Ackerfläche der Gemeinde Wila 175 Hektaren. Man pflanzte Korn, Hafer, Gerste, Erbsen, Bohnen, Hanf, Flachs, Linsen. Die grosse Hungersnot in jener Zeit brachte der seit Anfang des Jahrhunderts eingeführten, skeptisch beurteilten und verschmähten Kartoffel den Durchbruch. Sie wurde zum Grundnahrungsmittel im Arbeiterhaushalt.

Die Landwirtschaft war schon immer Veränderungen unterworfen. Im 19. Jahrhundert ging der Ackerbau gewaltig zurück und an dessen Stelle trat die Viehzucht und Milchwirtschaft. Heute wird auf einer Fläche von lediglich noch 20 Hektaren Frucht (hauptsächlich Gerste, Triticale und Weizen) sowie Mais angepflanzt. Aus klimatischen Gründen sowie wegen der Hangneigung und der Höhenlage eignet sich dieses Gebiet besser zum Futterbau, zur Viehhaltung und zur Milchproduktion.

Seit jeher war das Tösstal ein sehr waldreiches Gebiet. Schlechte Wege, steile Hänge und unwegsame Tobel erlaubten allerdings keinen rentablen Handel mit Bauholz. Aus diesem Grunde wurde ein grosser Teil des Holzes zu Kohle gebrannt. Noch heute erinnern uns viele Flurnamen wie Cholwis, Cholfeld, Choltobel an diese Zeit.

Die Land- und Forstwirtschaft allein bot allerdings den Familien keine genügende Existenzgrundlage. Durch Heimarbeit musste das Einkommen verbessert werden. Reihenfenster über die ganze Stubenbreite, die dem Raum genügend Licht zum Spinnen und später zum Weben boten, deuten auf diesen zusätzlichen Broterwerb hin. Die Mechanisierung der Baumwollspinnerei und der Weberei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts raubte den Heimarbeitern allerdings diese Einnahmequelle. Daraufhin erlebte die Stickerei als neue Hausindustrie eine relativ kurze Blütezeit. So wurde auch der Hinzberg im Jahre 1892 um ein Stickereigebäude erweitert.

Der Speicher auf der gegenüberliegenden Strassenseite diente früher vor allem als Keller, ist doch ein Teil des heutigen Wohnhauses nicht unterkellert. Die Wandfüllungen machen das Kellergebäude heimatschutzwürdig. Die Riegel sind genutet und mit Brettern ausgefüllt. Als Isolationsmaterial wurden die einzelnen Felder mit einem Gemisch aus Lehm und Heu ausgestrichen. Um die Durchfahrt für Lastwagen zu verbreitern, wurde der Speicher im Jahre 1992 um einen Meter Richtung Hang verschoben.

Schreinerei, Wagnerei, Schuhmacherei: Das sind die Handwerke, die im Verlauf der Jahre in diesem Haus ausgeübt wurden. Ein Schreiner erbaute 1888 das Gebäude und richtete darin seine Werkstatt und Wohnung ein. In den Jahren, als ein Schuhmacher hier arbeitet, gab es ausserdem eine Verkaufsboutique. Ihre stolze Eigenwerbung lautete: «Beratung für besseres gehen».

Zu diesem Haus lässt sich aber noch mehr sagen: 1898 baute der damalige Besitzer Friedrich Rauschenberger das Haus um. Und weil er für seine Wagnerei Elektrizität benötigte, liess er eine Turbine einbauen. Gespiesen wurde diese von der Wasserversorgung Wilas, die erst fünf Jahre zuvor eingeweiht worden war.

Ob sich Rauschenbergers Investition gelohnt hat, ist unsicher. Tatsache ist nämlich, dass Wila schon 1910 ans kantonale Stromnetz angeschlossen wurde. Schon einige Jahre früher, hatten Bürger des Dorfes die Möglichkeit geprüft, das Dorf an das Turbenthaler Netz anzuschliessen. Die Pläne seien aber verworfen worden, weil ein Anschluss «unrationell» gewesen wäre, wie ein Chronist schreibt. So brauchte es erst die Gründung der Elektrizitätswerke des Kantons Zürich (1908), bis Wila in den Genuss von Strom kam. Die EKZ bauten daraufhin im ganzen Kanton Verteilnetze. Aus den ersten Jahren des örtlichen Stromnetzes datiert übrigens auch das Baujahr des schmucken Transformatorenhäuschen am Zinggenweg.

«Wir Haben Ein Neues Bad gebaut.» Dies teilten die Bauherren dieses Hauses 1838 der Zürcher Regierung mit und baten darum, eine Taverne eröffnen zu dürfen. Auf dem Rosenberg gebe es für ein Bad gutes «Quäl Wasser» (Quellwasser).

Das eigentliche Bad befand sich im Erdgeschoss. Hier standen einige Dutzend Badewannen. Dem Wasser wurde heilende Wirkung zugesprochen, dies insbesondere für Krämpfe, Magen- und Gliederschmerzen. «Manche, mit diesen Leiden behaftet Gewesene, sind in kurzer Zeit des Gänzlichen davon befreit worden», steht in einem alten Bäderführer.

Trotzdem erlebte das Rosenbad nur eine kurze Blütezeit. 1858 wurde das Gebäude umgebaut. Aus dem Bad wurde eine Seidenweberei. Wasserkraft trieb die Maschinen an. Ein ausgeklügeltes System sorgte für eine gleichmässige Wassermenge auf der Turbine.

Die Weberei erlebte in ihrer über 120-jährigen Geschichte verschiedene Besitzer. Einer davon exportierte in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts unter dem Namen «Wila Silk Mills Ltd.» Produkte in die ganze Welt. In den letzten Jahrzehnten ihres Bestehens wurde Krawattenstoff hergestellt, der in ganz Europa Abnehmer fand.

1975 schloss die Fabrik ihre Tore. Seit 1980 betreibt das Kurs- und Lagerhaus Rosenberg in den ehemaligen Fabrikationsräumen ein vielseitiges Bildungszentrum. Im Rahmen des Projekts «Grabe, wo du stehst» haben über 1500 Kinder, Jugendliche und Erwachsene die Geschichte des Rosenbergs erforscht und die Wasserkraftanlage wieder instand gesetzt.



Der Rundgang zu den «geschichtsträchtigen» Häusern unserer Gemeinde führt Sie ausschliesslich zu älteren Gebäuden. Es ist wichtig, heute noch vorhandenes Wissen und aufschlussreiche Überlieferungen aus längst vergangener Zeit der Nachwelt zu erhalten und näherzubringen. Vor lauter Vergangenheit dürfen wir aber unsere Gegenwart nicht vernachlässigen. Auch heute werden Häuser gebaut, welche dereinst vielleicht Geschichte schreiben werden.

Die in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts stark gestiegenen Bodenpreise sowie das knapper werdende Bauland haben zu neuen Überbauungsformen geführt. Sie stehen vor der in den Jahren 1998 und 1999 realisierten Überbauung «Am Lochbach». Auch wenn diese Wohnhäuser nicht jedem Betrachter gleich gut gefallen, kann von einer innovativen, architektonisch eigenständigen Idee gesprochen werden. Die in den Regenbogenfarben gehaltenen Häuser sind von der einheimischen Unternehmung Zaugg Bau AG geplant und ausgeführt worden. Sie sollen stellvertretend für alle die vielen in der neueren Zeit erstellten Gebäude stehen.